

Predigtthesen

vom 16.12.2018

„Driving home for Christmas“: Heimat finden - unterwegs nach Hause

Von Jakob Friedrichs

Ich muss ja gestehen, dass ich kein Fan zeitgenössischer Weihnachtssongs bin. Meistens ist mir das alles zu kitschig, zu gewollt fröhlich und heitert. Musikalischer Kunstschnee-Ringelpiez mit Anfassen. Wirklich nicht mein Ding. Und ausgerechnet von solchen Songs handelt unsere Adventspredigtserie. Na super. Meine Frau sagt ja immer, ich könne doch mal selber so was wie „Last Christmas“ oder „Jingle Bells“ schreiben, dann hätten wir ausgesorgt... Demnächst kommt sie noch auf die Idee, ich solle Fokuhilafrisur und den Arm voller Freundschaftsbändchen tragen... Dann doch lieber nur darüber predigen. Und immerhin habe ich mit „Driving home for Christmas“ von Chris Rear tatsächlich einen der erträglicheren Weihnachts-Pop-Songs ergattert. Wir haben ihn ja zum Einstieg gehört. Und irgendwie ist es ja auch eine hübsche Idee, einen Song darüber zu schreiben, wie jemand an Weihnachten im Auto sitzt, nach Hause fährt und sich darauf freut, all die Menschen die ihm etwas bedeuten wiederzusehen. „I'm driving home for Christmas. Oh, I can't wait to see those faces... And it's been so long. But I will be there.“ Es ist so lange her, aber ich werde ankommen... Und schließlich fängt er im Auto an, dieses Lied zu singen. „I sing this song. To pass the time away. Driving in my car. Driving home for Christmas.“ Ich kann mir gut vorstellen, dass der Song in genau so einer Situation entstanden ist. Chris Rea sitzt hinterm Steuer, um an Weihnachten zu seinen Lieben zu fahren, und um sich die Zeit zu vertreiben, singt er so vor sich hin. Und als er schließlich Zuhause ankommt, ist der Song fertig und er Multimillionär... Vielleicht sollte ich ein Weihnachtslied darüber schreiben, wie ich versuche eine Predigt über ein Weihnachtslied zu halten... („Ich steh hier auf der Kanzel und seh in die Gesichter. Sie erwarten schöne Worte, doch ich denk an die Lichter auf dem – Tannenbaum oh Tannenbaum...“)

Naja, vielleicht sollte ich mich doch besser aufs Predigen konzentrieren, was? Also zurück zum Song. Leider gibt er tatsächlich nicht viel mehr her, als dass da einer nach Hause fährt und sich darauf freut, seine Lieben wiederzusehen. Um mehr geht's da nicht. Der Song lebt von diesem einen Gedanken: Das Gefühl von Familie und Menschen, die man liebt, von Heimat und Zuhause, mit Weihnachten in Verbindung zu bringen... Hm, wenn man so darüber nachdenkt, eigentlich der perfekte Weihnachtssong, oder? Denn das ist es doch, was heute hauptsächlich in Weihnachten gesehen wird: Ein Familienfest. Sicher, ein bisschen religiöser Zuckerguss gehört irgendwie schon auch dazu, aber das worum es wirklich geht, ist, als Familie zusammenzukommen und sich Zeit für einander zu nehmen, es sich einmal im Jahr mal wieder so richtig schön miteinander zu machen und miteinander zur Ruhe zu kommen, sodass spürbar wird, wie wichtig man einander ist, richtig? Und dann kommt Weihnachten und alle sind gestresst, versuchen verzweifelt die letzten Besorgungen zu machen, um dann endlich einträchtig zusammenzukommen, was sich nicht selten als Eiertanz entpuppt, weil all die passiven Aggressionen, die sich das ganze Jahr unter der Oberfläche aufgestaut haben, drohen hervorzubrechen. Und meistens ist mindestens Einer irgendwann furchtbar frustriert, weil er sich das alles ganz anders vorgestellt hatte, oder genervt, weil man plötzlich wieder weiß, warum man den Rest des Jahres so selten nach Haus fährt – und „müsst ihr Kinder denn schon wieder an euren Handys rumfummeln, jetzt, wo wir einmal im Jahr so schön zusammensitzen...!“

Wir alle kennen die Weihnachtsskizzen von Badesalz oder Loriot („früher war mehr Lametta!“) und lachen darüber, weil wir wissen, dass sie wahr sind. Auch wahr sind. Denn das, worüber Chris Rea singt, halten wir für genauso wahr. In dem Song benutzt er an einer Stelle den Begriff „holy ground“. Heiliger Boden. Und das ist es. Heimat, Familie, Zuhause – das ist heiliger Boden. Und da kann unser Weihnachten noch so brüchig sein, oder Familienfeste sich als verlogene Heuchelorgien erweisen – tief in uns drin, sehnen wir uns nach Ankommen, aufgenommen sein, uns zugehörig zu wissen, gewollt und geschätzt, geachtet und geliebt – kurz, nach einem Zuhause. Und anscheinend hat Weihnachten wie kein anderes Fest sonst die Fähigkeit, in uns Sehnsucht nach diesem heiligen Boden zu wecken und genauso die Diskrepanzen herauszuschälen, in denen wir diesbezüglich leben. Zu keiner anderen Zeit im Jahr begehen mehr Menschen Selbstmord als an Weihnachten. Zu keiner anderen Zeit. Es ist absurd: Chris Rea hat Recht und genauso die Karikaturen, die ihn zynisch auslachen. Trotzdem, der Mythos von Weihnachten als idylischem Familienfest hält sich wacker und kommt alle Jahre wieder.

Und das ist witzig. Denn die biblische Weihnachtserzählung, die diesen Mythos ja immerhin begründet, ist alles andere als eine besinnliche Familiengeschichte. Ja, es geht darin um eine Familie. Aber als Idyll ist diese wohl kaum zu beschreiben. In der einen Weihnachts-Erzählung findet die Familie keine Unterkunft, sie ist so arm, dass das Kind in einem Stall das Licht der Welt erblicken muss. In der anderen Erzählung heißt es, dass die junge Familie schon kurz nach der Geburt vor den Reichen und Mächtigen um ihr Leben fürchten und außer Landes fliehen musste. Das ist alles Mögliche, aber kein besinnliches weihnachtliches Familienidyll. Der Clou der biblischen Weihnachtserzählung ist weder, dass es besonders besinnlich oder friedlich zugegangen, noch dass die Familie als Solches aufs Podest gestellt worden wäre. Der Clou ist, dass der Erlöser geboren wird. Und zwar mitten hinein in die Unerlöstheit des Lebens, in die Armut, in die Flucht, in die Todesangst. Mitten in das hinein, wovon man sich Erlösung ersehnt.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie es wohl dazu gekommen ist, dass sich Weihnachten vom religiösen Fest des Erlösers zu einem Fest der Familie gewandelt hat. Zum einen hat das sicher wirtschaftliche Gründe. Familie lässt sich einfacher monetarisieren als religiöse Gefühle. Und wahrscheinlich fallen Euch auch noch jede Menge andere soziale oder politische oder historische Gründe dafür ein. Aber wenn der eine Mythos von einem anderen überlagert oder gar abgelöst wird, dann kann man ruhig etwas tiefer schürfen, finde ich. Kapitalistisches Kalkül als Hauptbegründung greift mir da ein bisschen kurz. Mythen sind ja immer auch Symbole, die etwas Größeres für uns fassbar machen wollen.

Und den Familienmythos an Weihnachten hochleben zu lassen, kommt ja nicht von ungefähr: Mit der Industrialisierung hat sich die westliche Welt auch hochgradig individualisiert. Das ging auch gar nicht anders. Wo man früher im gleichen Dorf lebte und arbeitete, mit denselben Menschen, die man schon seit seiner Geburt kannte, fährt man heute eine Stunde zur Arbeit, setzt sich in kleine graue Kästen, spricht in noch kleinere graue Kästen und fährt dann wieder eine Stunde nach Hause. Meistens spricht man auf dem Weg mit niemandem. Wenn es auf der Arbeit zu sozialen Kontakten oder gar Freundschaften kommt, muss man sich ins Auto setzen, um sich nach Feierabend zu besuchen. Wir wechseln den Wohnort heute öfter, als zu irgendeiner anderen Zeit in der menschlichen Geschichte. Wir kommunizieren mit Menschen auf der ganzen Welt – online und immer weniger face to face. Das hat seine Vorteile, aber eben auch seine Schwierigkeiten. Natürliche Gemeinschaften, wie „das Dorf“ oder die direkte Nachbarschaft existieren immer weniger. Das ist alles nicht schlimm, sondern eben so, wie sich die Welt entwickelt hat. Aber dadurch wechseln unsere sozialen Bezüge auch viel häufiger. Man spricht gerne von der Familie als der Keimzelle der Gesellschaft – das ist natürlich schon lange nicht mehr so. Zwischen 40% und 50% aller deutschen Ehen werden wieder geschieden, und in über einem Drittel der Haushalte wohnen inzwischen Singles. Wie gesagt, ich will das alles nicht verteufeln. Die Welt hat sich weiter gedreht. Und viele dieser Entwicklungen sind einfach Folgen des Fortschritts und der gesellschaftlichen Entwicklung. Aber dadurch müssen Worte wie „Zuhause“ oder „Heimat“ oder „Freundeskreis“ oder „Gemeinschaft“ heute auch formbarer sein als jemals zuvor und sind damit natürlich auch brüchiger geworden.

Lange Rede, kurzer Sinn: Wundert sich tatsächlich noch jemand darüber, dass in einer Welt die seit über 200 Jahren von zunehmenden Vereinzelungsprozessen geprägt ist, der Weihnachtsmythos vom Familienmythos abgelöst wurde? Weihnachten ist das Fest der Sehnsucht nach Erlösung. Das war es schon immer. Zurzeit Jesu sehnte man sich nach Rettung aus den Fesseln der Armut und der Willkür der Mächtigen. Und so sprechen die

Weihnachtsgeschichten in der Bibel auch in diese Situationen. Heute sehnen wir uns nach Erlösung aus unserer wachsenden Bindungsunfähigkeit und Vereinsamung und Heimatlosigkeit. Und da das symbolische Gesicht von „Zuhause“ seit jeher die Familie ist, trägt das Weihnachtsfest heute natürlich auch dieses Emblem. Und ich finde das richtig.

Christen schimpfen ja gerne darüber, dass es bei Weihnachten nicht mehr um das Eigentliche ginge. Und damit meinen sie, dass ihnen zu wenig an die Geburt von Jesus Christus gedacht würde und es nur noch um Kitsch, Kommerz und heimelige Gefühle gehe. Ich halte diese Kritik für zu kurz gedacht. Und oberflächlich. Und für nicht besonders christlich. Denn sie zäumt das Pferd vom religiösen Bekenntnis her auf. Aber Weihnachten ist doch gerade das Hineintreten des Erlösers in die echte Welt. In deren echte Probleme und Nöte. Losgelöst von dem woran irgendwer glaubt. Jesus Christus wird geboren und niemand weiß, wer er ist. Dass heute in einem Fest wie Weihnachten vor allem die Familie gesehen wird, macht doch deutlich, dass unsere symbolische Intuition nach wie vor funktioniert. Wir wissen, wonach wir uns sehnen, was fehlt, was schief läuft, wo es hapert, wo wir feststecken – kurz, wo wir Erlösung brauchen. Und auf der Ebene des Symbols beantworten wir das, in dem wir Weihnachten als Fest der Familie deuten und feiern. Für mich macht das komplett Sinn. Ich will die Botschaft von der Geburt von Jesus Christus nicht aus Weihnachten herausstreichen, keine Angst. Ich denke nur, dass Weihnachten als Familienfest eben auch eine adäquate Übersetzung von dem ist, worum es bei Weihnachten ebenfalls geht: Um unsere Sehnsucht nach Erlösung. Wenn Chris Rear in seinem Auto sitzt und sich auf seine Lieben zuhause freut, mit denen er Weihnachten feiern will und das als „holy ground“ bezeichnet, ist das also schon mal eine ganze Menge. Jedenfalls mehr als bloß Weihnachts-Gedudel.

Aber wie wird das praktisch? Ich möchte jetzt gerne mit Jesus zusammen noch einen Schritt weiter gehen. Denn so sehr ich gerade auch unsere Familien-Sehnsucht als symbolischen Ausdruck unserer Erlösungsbedürftigkeit gefeiert habe, würde ich mir doch etwas schäbig vorkommen, wenn ich nicht auch dazu sage, dass Jesus selber nicht viel von Familie gehalten zu haben scheint.

In mehreren Situationen äußert er sich kritisch zu dem Thema. Es gibt da z.B. den bekannten Vers, in dem sich jemand Jesus anschließen möchte und ihn darum bittet, zuerst noch den eigenen Vater bestatten zu dürfen. Worauf ihm Jesus selten schroff antwortet: „Folge mir nach und lass die Toten ihre Toten begraben!“ (Mt 8,22). Bäm! Und dann gibt es in Markus 3 die Situation, wo es heißt, dass sich die Verwandten von Jesus auf den Weg machen, um ihn wieder zur Raison zu bringen, weil sie denken, dass er verrückt geworden ist (V.20). Und als sie schließlich vor dem Haus auftauchen, in dem sich Jesus befindet, lesen wir (V.32): *Und sie sprachen zu Jesus: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. 33 Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? 34 Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! 35 Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.*

Da taucht also die gesamte Familie auf und Jesus hat nichts Besseres zu tun, als ihr zu entsagen und andere an deren Stelle zu setzen? Nicht gerade sehr freundlich. Das klingt nun auch gar nicht nach dem Hüter der christlichen Familie, als der Jesus in konservativen Kreisen so gerne beschworen wird...

Soweit ich weiß, sind sich die Ausleger ziemlich einig darin, dass es Jesus in seiner schroffen Ablehnung der Familie vor allem um das damalige patriarchale Familiensystem ging. Im ersten Beispiel ging es um jemanden, dem Jesus rät, sich aus der Fuchtel des Vaters zu befreien, in dem er dessen Beerdigung anderen überlässt. Und im zweiten, wo die ganze Familie vor der Tür steht, fällt auf, dass er seine Jünger zwar Bruder und Schwester und Mutter nennt, aber keinen von ihnen Vater. Überhaupt ist der ganze Dienst von Jesus ja davon geprägt, von Gott als himmlischem Vater mit geradezu zärtlichen Worten zu schwärmen – alles Antithesen zum antiken Vaterbegriff, der als absoluter Herrscher der Familie angesehen wurde, dem kritiklos Gehorsam zu leisten war. Jesus spricht von seinem himmlischen Vater aber ganz anders. Als Abba, also als Papa. Als Hirten, der sich auf die Suche nach einem einzelnen verlorenen Schaf macht und es dann auf den Schultern nach Hause trägt, wenn er es findet. Als jemandem, der die Sonne gerne über Gute und Böse Menschen scheinen lässt, als jemand dessen Barmherzigkeit wir uns zum Vorbild nehmen sollen usw. Diese Kritik am patriarchalen Vater- und Familienbild ist also ziemlich auffällig bei Jesus. Seinen Jüngern verbietet er sogar einmal, sich von irgendwem ehrfurchtsvoll Vater nennen zu lassen (Mt 23,9). Und in der Situation mit seiner vor der Tür wartenden Familie, spart er eben auch aus, den Patriarchen begrifflich ins Boot zu holen, wenn es darum geht, wen er als seine Familie anerkennt. Jesus wollte hierarchiefreie Beziehungen auf Augenhöhe. Und folglich sprachen sich die ersten Christen konsequent als Brüder und Schwestern an. Als gleichberechtigte Kinder ihres himmlischen Abba. Streng genommen sagt Jesus also nicht der Familie im Allgemeinen ab, sondern definiert sie neu, als einen Vertrauens-Raum der an Jesus Gläubigen in dem ohne Dominanz und nicht von Oben nach Unten sondern auf Augenhöhe miteinander umgegangen werden soll. Einer Familie, in der Zuhause, Zugehörigkeit und Heimat nicht mehr durch Herrschaft verteilt würde, sondern zu der jeder der möchte dazugehören kann, so wie er ist und keiner ausgeschlossen wird. Eine Familie in der es nicht nur die eine schräge Tante geben darf sondern alle schräge Tanten sein dürfen. Eine Familie in der es egal ist, ob Du Männer oder Frauen oder Beides liebst, wie Deine Hautfarbe ist oder Dein Geschlecht, ob Du viel Geld hast oder wenig. Von daher passt hier Chris Reas „holy ground“ doch wieder ziemlich gut.

Ich glaube nicht, dass Jesus etwas gegen die normale Blutsfamilie hatte, aber er wusste eben auch um deren Begrenzung. Ursprünglich war die Kirche als so ein familiärer Beziehungs- und Erfahrungsraum gedacht – leider ist sie dabei immer wieder dem patriarchalen Geist der Zeit auf dem Leim gegangen. Aber heute ist das wichtiger denn je, denn wie gesagt, gemeinsames Leben fällt uns moderne Menschen so schwer wie noch nie. Und der Familienmythos zu Weihnachten spricht Bände. Ob in der verkürzten „driving home for Christmas“- Version oder in dem höhnischen Gelächter zynischer Weihnachtskarikaturen ist egal. Sie meinen Beide dasselbe: Wir sehen uns alle nach Zuhause. Und wir als Kirche spüren schmerzhaft, dass wir ebenfalls Teil dieser sich immer weiter vereinzelnden Welt sind. Natürlich, wir fahren ja auch alle eine Stunde zur Arbeit und hocken in den grauen Kästen rum. Und Ich will abends auch am liebsten meine Ruhe haben und Netflix gucken. Natürlich. Und deshalb brauchen auch wir Christen Weihnachten als Familienfest, damit es uns genauso an unsere Sehnsucht nach Zuhause und Familie und Heimat erinnert und diese wach hält. Vielleicht sollten wir wieder anfangen uns gegenseitig als Schwestern und Brüder anzusprechen, einfach um uns immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, dass wir einen himmlischen Vater haben, der uns miteinander verbindet. So richtig. Und nicht bloß am Sonntagmorgen. Aber hört das bitte nicht mit moralischem Unterton. Es gibt ja nicht viel schlimmeres, als erzwungene Gemeinschaft aus schlechtem Gewissen. Das ist nicht mehr als ein ranziges Zuhause. Bäh! Das hilft keinem.

Hier in der Gemeinde erlauben wir uns zu üben. Und eine Übung ist keine Könnung. Wer übt muss nicht können, sonst bräuchte er nicht mehr zu üben. Ich denke, in diesem Zusammenhang machen wir die besten Erfahrungen mit unseren Hauskreisen. Das sind Orte, wo sich 5 -10 Leute treffen und wo wir füreinander da sind, einander ermutigen und zuhören, gemeinsam Heimat einüben, üben beziehungsfähiger zu werden, Brüder und Schwestern auf Augenhöhe zu sein, und wo wir im besten Fall Freunde finden. Bei uns im Hauskreis essen wir immer erst eine Stunde lang zusammen, bevor wir fromm werden. Damit wir nicht zu fromm werden, sondern einander genug Platz lassen. Und dann teilen wir unsere Gedanken und Zweifel zu einem Bibelabschnitt miteinander, und am Schluss feiern wir jeden Hauskreis Abendmahl und reichen uns das Brot mit den Worten „Christie Leib für Dich gebrochen – Du bist sein Leib.“ Damit wir es nicht vergessen, dass jeder dazu gehört, zum Leib Gottes, damit wir es selber zu glauben üben, dass wir Teil dieser göttlichen Familie sind, diese Erlösers, dessen Geburt wir nächste Woche feiern, weil Gott unsere Welt nicht alleine lassen will.

Ich komme zum Ende. „Driving home for Christmas“ – woran könntest Du denken, wenn Du den Song in der kommenden Woche hörst? Daran, dass die Sehnsucht nach Zuhause und Familie tatsächlich etwas ist, worum es bei Weihnachten geht. Und daran, wie Gott sich seine Familie vorstellt. Schwestern und Brüder auf Augenhöhe. Und dann könntest Du Dir vornehmen, mit zu machen, Teil dieses Traumes eines Zuhauses zu sein und Dich mit uns hineinzüben. Ein Bruder, eine Schwester nach der anderen...! Und der Friede Gottes, der echter, tiefer und realer ist, als es aller Kitsch unserer Weihnachtslieder je beschwören könnte, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus. Amen.

